



Auswirkungen der Corona-Pandemie auf LSBTIAQ* in NRW

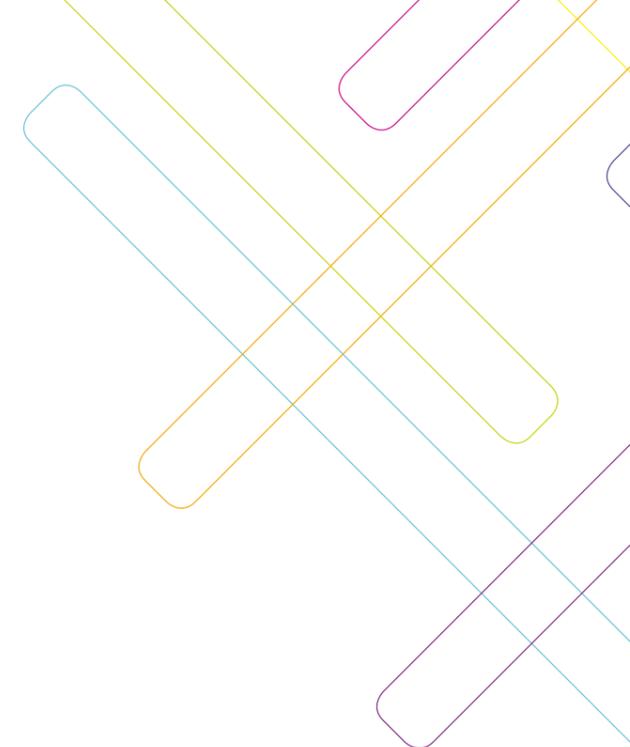
Alltagswelten – Expert_innenwelten
Band 21



QUEERES
NETZWERK
NRW



Inhalt



Vorwort	04
Auswirkungen auf LSBTIAQ*	
Communitystrukturen	06
Schwierigkeiten und Herausforderungen	08
Auswirkungen auf Menschen, die LSBTIAQ* Angebote nutzen	16
Herausforderungen und Rückmeldungen von spezifischen Gruppen	18
Erfahrungen und Erkenntnisse	22
Erfahrungen aus der Empowerment-Förderung	26
Regenbogenfamilien in der Corona-Krise	28
Trans* Communities in der Corona-Pandemie	31
Queere Jugendarbeit mit Mindestabstand	34
Impressum	39

Vorwort

Die Corona-Pandemie hat weltweit zu sozialen Einschränkungen, Unsicherheiten und Instabilität geführt. Bereits zuvor waren lesbische, schwule, bisexuelle, trans*, inter*, asexuelle und queere (LSBTIAQ*) Personen sozial benachteiligt – z.B. in den Bereichen Beschäftigung, Wohnen und Gesundheitswesen. Während der Pandemie wurden soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten nur noch weiter verstärkt. LSBTIAQ* Personen sind auf vielfältige Weise von der Pandemie betroffen und verfügen an einigen Stellen über weniger Ressourcen, mit auftretenden Auswirkungen der Pandemie umzugehen. Natürlich sind LSBTIAQ* keine homogene Gruppe. Obwohl die LSBTIAQ* Communities im Allgemeinen einige Herausforderungen teilen, sind die Lebensrealitäten und Möglichkeiten bzw. der Zugang zu Ressourcen sehr unterschiedlich, und werden die daraus entstehenden Vulnerabilitäten häufig durch Mehrfachdiskriminierung (das Zusammenwirken von LSBTIAQ*-Feindlichkeit und z.B. Rassismus, Diskriminierung aufgrund ethnischer Zugehörigkeit, Alter, Behinderung, Einwanderungsstatus oder anderen Aspekten der Identität) verschärft.

Diesen Entwicklungen wird in diesem Forschungsbericht durch eine Untersuchung der Auswirkungen von Corona auf die LSBTIAQ* Community und LSBTIAQ* Communitystrukturen in NRW nachgegangen.

Mehrere Studien zum Thema Corona-Auswirkungen auf LSBTIAQ* Menschen wurden bereits veröffentlicht. So untersuchte zum Beispiel die Charité in ihrer Studie (siehe: Policy Briefing zur zweiten Erhebungswelle der Studie „Die Situation von Menschen in Deutschland während der Corona-Pan-

demie‘: 2021) mit Hilfe von Online-Fragebögen die aktuelle Situation von Menschen in Deutschland während der Corona-Pandemie (mit einem Schwerpunkt auf LSBTIAQ*). Es wurde erfasst, dass „Teilnehmer*innen ohne Partner, ohne Kind, alleine wohnend, unter 65 und LGBTIA+ einsamer waren“ und dass innerhalb der LSBTIAQ* Gruppe asexuelle Menschen, trans* Menschen und nicht-binäre Menschen besonders von Einsamkeit betroffen waren, was wiederum mit einer erhöhten Depressivität einherging. Neun ältere Menschen, die offen lesbisch oder schwul leben, erzählen in der Veröffentlichung „Das ist alles unsere Lebenszeit. Ältere Lesben und Schwule in der Corona-Krise“ des rubicon e.V. von ihren Erfahrungen in der Pandemie. „Auswirkungen der Coronapandemie auf lesbische, schwule, bisexuelle, trans*, intergeschlechtliche, queere und asexuelle Personen in Deutschland“ (2021) der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, Bundesverband Trans*, Intergeschlechtliche Menschen e.V. und Lesben- und Schwulenverband untersucht vier Problembereiche ausführlich: Communitystrukturen, Gesundheit, Lockdown und Kontaktbeschränkungen, und gesellschaftliche Debatten und Agenda Setting. Die Studie basiert auf Fachgesprächen mit Expert*innen aus verschiedenen Bereichen und einer Befragung von LSBTIAQ*-Organisationen und Initiativen.

Die hier präsentierten Ergebnisse bringen eine weitere Perspektive ein. Der Fokus der Studie liegt ausschließlich auf LSBTIAQ* Organisationen in NRW und der dort erfahrenen Strukturen. Durch die Durchführung von 11 Interviews mit diversen LSBTIAQ* Gruppen und Angeboten – wie z.B. Beratungsstellen, Jugendtreffs, Organisationen der Aidshilfe, Bildungsprojekte, Treffen für queere Ge-

flüchtete und Menschen of Color – konzentriert sich diese Studie auf die in der Pandemie neu entstandenen Angebote, die Erfahrungen mit der Umstellung auf das Online-Format und verschiedene Herausforderungen für die Organisationen und Personen, die diese Angebote nutzen.

Die Umstände und Bedürfnisse von Menschen, die LSBTIAQ* Angebote nutzen, sind sehr divers. Ausgehend von den Erfahrungen und Berichten der LSBTIAQ* Organisationen, Beratungsstellen und Treffpunkte, können die Reaktionen in Bezug auf die Nutzung der Angebote während der Zeit der Corona Pandemie als sehr unterschiedlich bezeichnet werden. Einige Organisationen nahmen wahr, dass manche Leute nicht mehr kamen oder ihre Angebote nicht mehr nutzten; andere Organisationen erhielten neuen Zulauf. Dennoch können einige allgemeine Schlussfolgerungen gezogen werden.

Die vorliegende Auswertung gliedert sich in zwei Teile: Auswirkungen der Pandemie auf LSBTIAQ* Communitystrukturen und Auswirkungen auf Menschen, die LSBTIAQ* Angebote nutzen.

Von Seite der Organisationen und Gruppen wurden viele Angebote und Veranstaltungen fast sofort digitalisiert und neue Angebote entstanden. Die Umstellung der Arbeit auf „Online“ war jedoch mit mehreren Herausforderungen verbunden – von technischen Problemen und Problemen mit der Trennung von Privat- und Berufsleben im Home-Office, bis zu Problemen mit der Zugänglichkeit für Personen, die keinen Zugang zum Internet oder Schwierigkeiten mit der Verwendung technischer Geräte haben. Viele Gruppen waren spezifischen Herausforderungen ausgesetzt [;] beleuchtet werden hier insbesondere Aidshilfen, die Arbeit von SCHLAU sowie Gruppen, die mit LSBTIAQ* Geflüchteten arbeiten. Ergänzend zu den durch die qualitative Erhebung gewonnenen Erkenntnisse enthält diese Broschüre

Beiträge zu den Erfahrungen, die BPoC-Empowermentprojekte, Regenbogenfamilien, trans* Communities und Selbstorganisation sowie queere Jugendarbeit in der Pandemie machten.

Für die LSBTIAQ* Menschen, die die Angebote nutzen, zeigt diese Erhebung, dass Corona – im Besonderen die zeitweise erforderlichen Kontaktbeschränkungen, aber auch Isolation und problematische Lebenssituationen – negative Auswirkungen auf ihre psychische Gesundheit hat, was zu höheren Fällen von Einsamkeit und Depression führt. Verschärft wurden diese Auswirkungen von Fällen von sexualisierter Gewalt, durch Altersbarrieren und spezifischen Herausforderungen besonderer Zielgruppen (etwa LSBTIAQ* Geflüchtete, BPoC, Jugendliche, Menschen mit Suchterkrankungen und Menschen, die Aidshilfe-Angebote nutzen). Die Ergebnisse dieser Studie betonen die Bedeutung von geschützten Räumen und Orten, an denen LSBTIAQ* Menschen Unterstützung oder Beratung finden können, Raum für persönlichen Austausch finden können, und wo sie sich mit anderen LSBTIAQ* Menschen treffen können.

Diese Broschüre stellt keine Analyse der Corona-Politik des Landes NRW oder einzelner Kommunen dar. An vielen Stellen fand eine enge Zusammenarbeit zwischen den Organisationen der queeren Communities und den Mitarbeiter*innen der öffentlichen Verwaltungen statt, um den Pandemiebedingungen zielgruppen- und förderrichtlinienkonform zu begegnen. Dabei haben das Queere Netzwerk und seine Mitglieder in Bezug auf viele Projekte positive Erfahrungen gemacht und Unterstützung erfahren, in Bezug auf einige Themen kam es aber auch zu negativen Erfahrungen, da Lebensrealitäten der queeren Communities nicht mitgedacht wurden bzw. ihnen nicht angemessen begegnet werden konnte.

Auswirkungen auf LSBTIAQ* Communitystrukturen

Seit Beginn der Corona-Pandemie haben LSBTIAQ* Communitystrukturen – Gruppen, Vereine, Beratungsstellen, Treffpunkte, Selbsthilfegruppen, und Veranstaltungen, die Schutzräume und Unterstützung für LSBTIAQ* Menschen bieten – Veränderungen erfahren.

Mit dem ersten Lockdown im März 2020 wurden einige Veranstaltungen abgesagt, bzw. digitalisiert oder verschoben.

Treffpunkte und Selbsthilfegruppen wurden geschlossen und persönliche Beratung war nicht möglich. Diese Räume sind eine entscheidende Quelle der Zugehörigkeit, Vernetzung, Begleitung, Beratung und Akzeptanz für LSBTIAQ* Menschen und ihre Abwesenheit

hatte Auswirkungen auf das Leben der LSBTIAQ* Menschen, wie weiter unten erklärt wird.

Große Veranstaltungen, wie z.B. CSDs oder Aktionen zum Welt-AIDS-Tag am 1. Dezember, konnten entweder gar nicht stattfinden oder fanden mit Einschränkungen statt (ein Beispiel dafür ist der CSD in Essen, welcher im September 2020 stattfand und eine begrenzte Teilnehmerzahl von 250 Per-

sonen hatte). Diese großen Veranstaltungen sind eine Quelle der Sichtbarkeit der LSBTIAQ* Community, bieten Informationen und bringen Spenden für die Organisationen und Gruppen – Spenden, die derzeit größtenteils fehlen.

Kleinere Veranstaltungen waren weiterhin möglich. So konnten Angebote der persönlichen Beratung oder Gruppentreffen (mit Einschränkungen)

durchgeführt werden. Daneben entstanden allerdings auch neue Angebote. Abhängig von den jeweils geltenden Verordnungen, gab es verschiedene neue Ansätze, wie Einzeltreffen mit Besucher*innen oder die direkte Beratung während eines gemeinsamen Spaziergangs, wie von T*Café

Bielefeld und der Aidshilfe Bonn durchgeführt. Ein großer Teil der Angebote wechselte auch zum Online-Format. So gab es Beratungsgespräche oder Gruppentreffen per Videochat, Online-Workshops auf Zoom oder auf Instagram-Livestreams, Discord-Server zum Kontakthalten und neue Chat-Funktionen auf Websites der Organisationen (z.B. Health-Chat für schwule Männer von der Aidshilfe Essen), um nur einige zu nennen.



Die Änderungen der verschiedenen Angebote zu einem Online-Format wurden auf vielfältige Weise angenommen. In manchen Fällen funktionierten Onlineangebote sehr gut, besonders für Beratungszwecke. Einige Organisationen vermerkten eine höhere Nachfrage an Beratung und einen Anstieg der Zahl der Klient*innen. Andererseits wurde die überwiegende Mehrheit der Online-Meetings – speziell offene Abende für LSBTIAQ* Jugendliche, trans* Personen, Selbsthilfegruppen für Menschen mit Suchterkrankungen und Gruppenangebote allgemein – deutlich weniger genutzt als ihr „Offline“-Counterpart vor der Pandemie. Bei Online-Gruppenangeboten gab insgesamt weniger Austausch und persönliche Interaktion und die Atmosphäre

war anders als bei persönlichen Treffen; aus diesem Grund nahmen die Besucher*innenzahlen häufig ab. „Wir haben viel weniger Besucher*innen, obwohl wir online gegangen sind. Ich denke, es ist weniger attraktiv als Angebot für Menschen, da wir uns auch nach persönlicher Interaktion sehnen, anstatt vor dem Laptop sitzen zu müssen“, so die Erfahrungen aus dem GAP in Bonn.

Einige bemerkten einen allmählichen Rückgang des Interesses an Online-Veranstaltungen, und manche suchten nach Wegen, um die Online-Erfahrungen zu verbessern. Hier spielte vor allem eine Mischung von Austausch und thematischen Inputs eine Rolle – wie beispielweise eine Einladung zu einem Gespräch mit einer trans* Person,

um über trans* Erfahrungen in den USA zu reden. Das war kein Einzelfall – viele Teams beschlossen, thematische Impulse in ihr Programm aufzunehmen. Parallel zu den Gruppenangeboten und zur Beratung, organisierten einige Gruppen auch Online-Workshops zu Themen wie Rassismus, dem Schnittpunkt von Klimakrise und Feminismus, Online-Dating, und Sex in der Zeit der Pandemie oder luden Leute zu Gesprächsrunden ein.

Trotz der geringeren Zahl an Teilnehmenden im Online-Format, ist es dennoch wichtig, dass die Menschen durch digitalisierte Angebote weiterhin eine Unterstützungsstruktur und einen sichereren Raum haben, auf den sie zurückgreifen können,

falls sie ihn brauchen. Das wurde deutlich im Gespräch mit dem T*Café Bielefeld: „Gleichzeitig ist es aber glaube ich trotzdem ein Zeichen, wir sagen: „Wir sind weiter für euch da, egal ob ihr das gerade nutzt oder nicht.“ Also es ist mehr ein Effekt von Außenwirkung, als dass es genutzt werden

muss. Vielleicht gerade auch für die Jugendlichen, die eben generell auch nicht zu den Präsenzzeiten kommen können, dass da irgendwie klar ist: „Wir lassen euch nicht ganz alleine.““



Schwierigkeiten und Herausforderungen

Aidshilfe

Aidshilfen bieten Begleitung und Beratung für verschieden Zielgruppen an – darunter Menschen mit HIV, Menschen, die im Kontakt mit HIV-positiven Menschen sind und Menschen unabhängig von HIV-Status, die Fragen über sexuelle Gesundheit haben. Sie bieten außerdem Unterstützung für Menschen, die Diskriminierungserfahrungen auf Grund ihrer HIV-Infektion machen. Außerdem werden HIV-Tests angeboten, genauso wie Gruppenangebote und Selbsthilfegruppen für Menschen mit HIV (darunter z.B. ein Frühstückcafé für ältere schwule Männer in Bonn und Angebote für Frauen, schwule Väter, Schwarze Menschen und Menschen of Color, Jugendliche und Menschen mit Suchterkrankungen in Essen).

Seit Beginn der Corona-Pandemie haben Nachfrage und Bedarf an HIV-Testangeboten bei der Aidshilfe zugenommen, weil die Gesundheitsämter gegenwärtig weniger Kapazitäten dafür haben. In ähnlicher Weise erhielten Aidshilfen viele neue Klient*innen, die sich beispielsweise erkundigten, ob Corona eine größere Bedrohung für sie darstelle und ob sie zu Risikogruppen gehörten.

Eine weitere Herausforderung bestand darin, dass Einnahmen aus Spenden fehlten, da die großen Veranstaltungen wie CSDs oder Aktionen zum Welt-AIDS-Tag, ausfielen.



SCHLAU

Queere Bildung fördert die Akzeptanz und Wissensvermittlung über LSBTIAQ* Themen. Eines der Initiativen in diesem Bereich ist SCHLAU NRW – ein Bildungsprojekt zu den Themen geschlechtlicher und sexueller Vielfalt, welches Bildungs- und Antidiskriminierungs-Workshops für Schulen, Sportvereine, Jugendzentren und andere Jugend-einrichtungen anbietet.

Auch bei SCHLAU NRW gab es eine Reihe von Herausforderungen im Zusammenhang mit pandemiebedingten Veränderungen. Auf Grund der Lockdowns und Kontaktbeschränkungen waren die Möglichkeiten, Workshops abzuhalten, eingeschränkt. Der größte Knackpunkt war dabei, dass die Anfragen für Workshops seitens der Schulen ausblieben: „die Schulen haben genug mit sich selber zu tun und genug eigene Probleme, die sie lösen mussten“, so eine Erfahrung aus dem Team von SCHLAU Bochum.

Ihre Arbeit überhaupt durchzuführen, wurde so für SCHLAU zur Herausforderung. Mindestens 97 bereits geplante und terminierte Workshops sind wegen Corona in NRW ausgefallen. Im Jahr 2020 konnten 177 Workshops durchgeführt werden, welche sich größtenteils in den Monaten Januar, Februar, September und Oktober konzentrierten. Insgesamt wurden im Jahr 2020 3.719 Jugendliche durch SCHLAU erreicht – bedeutend weniger als die 12.500 Menschen im Jahr 2019.

Es wurden auch interne Herausforderungen entdeckt. In der Pandemie war es nicht nur schwieriger, neue Interessierte und potenzielle Workshop-leitende für SCHLAU zu gewinnen, da ja fast keine Workshops stattfinden konnten – auch die Atmosphäre in digitalen Teamtreffen entwickelte sich zu einer eher passiven Atmosphäre und die positiven Aspekte gemeinschaftlicher Zusammenarbeit fehlten.

Andererseits war es sehr schwierig, die Workshops weiterzuführen. Die Methoden sind sehr interaktiv und nicht auf ein Online-Format ausgelegt. Schon offline gibt es oftmals bereits ein gewisses Maß an Zurückhaltung in Diskussion und Interaktion seitens der Schüler*innen – im Online-Format ist diese Zurückhaltung nur noch ausgeprägter. Ein Teil der Workshops besteht darin, dass die Workshop-leitenden persönliche Erfahrungen teilen und sich outen, und die Schüler*innen anonym Fragen zu ihren Lebensrealitäten stellen dürfen. In Bezug darauf gibt es große Sorgen und Bedenken, dass diese Gespräche mitgefilmt und geteilt werden könnten, da dies online nicht verhindert werden kann. Der virtuelle Gesprächsraum wird somit nicht als zuverlässig sicher empfunden. Es bestand zudem die Sorge, dass Teile von Workshops gefilmt oder aufgenommen und geteilt werden könnten, um SCHLAU falsch darzustellen.

In den wenigen Fällen, in denen Workshops „in Person“ stattfanden, stellte es eine Herausforderung



dar, mit Schüler*innen trotz Abstand und Masken in eine Diskussion zu treten. SCHLAU Bonn stellte dabei fest, dass die „persönliche Interaktion darunter schon sehr stark leidet. Es war weniger Interesse da, es war unruhiger in der Gruppe, es ist gar keine Diskussion zustande gekommen, überhaupt nicht, es war total schwierig mit denen in den Dialog zu kommen. [...] Normalerweise haben wir ein sehr großes Interesse an der Biographierunde, also dass die Jugendlichen uns sehr aufmerksam zuhören, wenn wir von unseren persönlichen Erfahrungen berichten und ich hatte das Gefühl, dass mit Masken, ohne unsere Mimik und unsere vollen Gesichter wahrnehmen zu können, dass das schon das Interesse und die Konzentration negativ beeinflusst hat.“

Wie auch bei der Aidshilfe, ist im Netzwerk von SCHLAU NRW die Finanzierung durch Spenden pandemiebedingt größtenteils ausgefallen. Schulen spenden für die Durchführung von Workshops und dieses Geld fehlte in vielen lokalen SCHLAU-Projekten.

SCHLAU
NRW



Geflüchtete und BPoC Gruppen

Rainbow Refugees Cologne und GAP of Color richten sich mit ihren Angeboten an LSBTIAQ* Geflüchtete und BPoC. Diese Angebote umfassen allgemeine Beratung, Unterstützung in der Wohnungssuche und bei Rechtsfragen, diverse Bildungsangebote und die Schaffung von Empowerment Spaces (Räumen der Ermächtigung).

Das Team von Rainbow Refugees Cologne hatte zu Beginn der Pandemie kein eigenes Büro und musste so für Veranstaltungen immer Räumlichkeiten mieten, was je nach gültigen Hygiene-Auflagen zeitweise schwierig war. Mit diesem Mangel an räumlicher Flexibilität gingen auch die Orte für die Treffen verschiedener Gruppen und die Durchführung von Workshops verloren.

Von allen befragten Organisationen äußerten Gruppen für queere Geflüchtete und BPoC-Gruppen die

größte Unsicherheit über die weitere Finanzierung. Rainbow Refugees Cologne beispielsweise wird für Projekte gefördert, welche sich z.T. nur schwer oder gar nicht an ein Online-Format oder anderes pandemiegerechtes Format anpassen ließen. Wie sich dies auf eine zukünftige Förderung auswirkt, war zum Zeitpunkt der Befragung eine große Sorge der Initiative.

Herausforderungen für Mitarbeitende

Nach dem ersten Lockdown konnten die Mitarbeitenden der befragten Organisationen mit Einschränkungen ins Büro zurückkehren. Wie sich diese Einschränkungen auswirkten, hing von den jeweiligen räumlichen Gegebenheiten der Organisationen ab: Für einige bedeuten sie, dass nur eine Person aus einem Team von 4 bis 6 Personen das Büro nutzen konnte, was wiederum Organisations- und Planungsschwierigkeiten mit sich brachte.

Zudem stellte es die Person im Büro vor die Herausforderung und erhöhte Anstrengung, nun die Aufgaben, die unter normalen Umständen auf mehrere Kolleg*innen verteilt wären, alleine zu erfüllen – das Telefon beantworten, die Tür öffnen – und dabei die Konzentration für die eigene, eigentliche Arbeit nicht zu verlieren.

Als Resultat der Kontaktbeschränkungen und des teilweise geringen Büroraums, mussten viele Teams zum Home-Office wechseln. Das Home-Office brachte neben seinen Vorteilen - Flexibilität und Infektionsvermeidung - auch eine Reihe von Herausforderungen hinsichtlich der Arbeitsumstellung mit. Auf der einen Seite wurden technische Probleme gemeldet, wie z.B. der fehlende Zugang zu Dokumenten, die die Mitarbeitenden regelmäßig verwenden, auf die der Zugriff aber nur vom Büro aus möglich ist. Im Falle von Beratungsstellen bedeutete das Home-Office zudem, dass die Möglichkeit einer „walk-in“ Spontanberatung nicht mehr gegeben war.

Einige Organisationen – vor allem die ehrenamtlich organisierten – empfanden den Mangel an Arbeitscomputern und die damit verbundene Notwendigkeit, persönliche Laptops zu verwenden, als schwierig. Laptops waren teilweise nicht für die Verwendung der benötigten Programme geeignet, andere Betriebssysteme wurden verwendet, und einige Mitarbeitende hatten einfach keinen Zugang zu einem Laptop (und damit zum Internet) und konnten so nicht an Teamtreffen teilnehmen, Workshops leiten, oder generell von zu Hause aus arbeiten. Einige äußerten den Bedarf an einer Fortbildung zum Thema Home-Office und was es im rechtlichen und technischen Rahmen bedeutet.



Auf der anderen Seite berichteten Mitarbeitende von Problemen bezüglich der Abgrenzung von Berufsleben und Privatleben. Es wurde zur Herausforderung „[p]rivate Räume während Zoom-Konferenzen mit Besucher*innen zu teilen oder mitzudenken, was sehen sie jetzt in meinem Raum? Wo muss ich gerade Bilder umhängen? Oder meinen Privatraum verändern, damit es jetzt okay ist?“ Als besonders schwierig wurde das Home-Office geschildert für Personen, die kleine Kinder haben oder mit ihren Partner*innen zusammen wohnen.

Herausforderungen in Bezug auf die Zugänglichkeit

Da im Laufe der Pandemie viele Veranstaltungen digitalisiert wurden, ist ein Zugang zum Internet oder zu Laptops erforderlich, um an diesen Veranstaltungen teilnehmen zu können. Kein Zugang bedeutet nicht nur die Onlineveranstaltungen an sich,

sondern auch die Kommunikation über neue Regeln und Veränderungen zu verpassen. Organisationen berichteten, dass es manchmal schwierig war, alle Mitglieder ihrer Zielgruppen zu erreichen, da nicht alle soziale Medien oder das Internet nutzen (oder nutzen können), was dazu führte, dass einige Leute die den Weg zum persönlichen



Treffen umsonst gingen – weil entweder die Kapazitätsgrenze der Räumlichkeiten erreicht war oder weil Treffen verschoben wurden oder ausfielen, ohne dass die Person es online mitbekommen hätte. „Gerade für die Jugendlichen, die nur alle paar Monate mal vorbeikommen, oder die eben auch noch nicht so gut in unseren Telegramm-Gruppen oder Social Media vernetzt sind, kommt es vor, dass sie [die aktuellen Regeln] oft nicht mitkriegen und dass das dann aber auch wieder Leute sind, die wir nicht rauswerfen oder wegschicken wollen, wenn sie jetzt nach Monaten wiedergekommen

sind. Das ist schwierig, das heißt, teilweise mussten wir Leute wegschicken, teilweise mussten wir Ausnahmeregelungen treffen“, so eine Erfahrung des GAP in Bonn. Auch für Menschen mit Behinderung ergaben sich aus den digitalen Formaten z.T.

neue Herausforderungen. Als Beispiel dafür kann der Fachtag LSBTIQ* inklusiv dienen, welcher sich an LSBTIAQ* mit Behinderung, chronischer Erkrankung, körperlicher und/oder psychischer Beeinträchtigung und auch an Selbsthilfekontaktstellen richtete. Geplant war die Veranstaltung als Ort, an dem sich LSBTIAQ* mit Behinderung austauschen können und neue Leute kennenlernen. Online gestaltete sich dies schwieriger. „Wir müssen es jetzt leider als eine Online-Veranstaltung durchführen [...] und das ist natürlich nicht so angenehm für uns, dass es jetzt eine Online-Veranstaltung werden kann, also weil manche Leute haben Schwierigkeiten [...] weil sie dann damit nicht umgehen können“, berichtete Richtig am Rand, eine Kölner Initiative von queeren Menschen mit Behinderung, im Vorfeld der Veranstaltung.

dem sich LSBTIAQ* mit Behinderung austauschen können und neue Leute kennenlernen. Online gestaltete sich dies schwieriger. „Wir müssen es jetzt leider als eine Online-Veranstaltung durchführen [...] und das ist natürlich nicht so angenehm für uns, dass es jetzt eine Online-Veranstaltung werden kann, also weil manche Leute haben Schwierigkeiten [...] weil sie dann damit nicht umgehen können“, berichtete Richtig am Rand, eine Kölner Initiative von queeren Menschen mit Behinderung, im Vorfeld der Veranstaltung.

Allgemeine Herausforderungen

In sehr vielen Fällen wurden Online-Angebote weniger benutzt. Auf der einen Seite bestand ein Problem der Zugänglichkeit und des mangelnden Zugangs zum Internet oder zu Geräten, die für die Online-Nutzung verwendet werden können, sei es aufgrund einer Altersbarriere (also dem Umstand dass viele ältere Menschen nicht das nötige technische Vorwissen und die technischen Fähigkeiten besaßen), einer finanziellen Barriere oder auf eine andere Weise. Andererseits war die digitalisierte Version von Angeboten nicht immer mit persönlichen Treffen und Austauschmöglichkeiten vergleichbar. „Es [das Online-Format] ersetzt nicht den persönlichen Austausch, und es ersetzt nicht das Gruppengefühl was man hat, wenn man mit zehn oder zwölf Leuten irgendwie zusammensitzt und sich austauscht. Das ist nicht miteinander vergleichbar, [...] und das wollen die Menschen nicht“, so eine Erfahrung aus der Rosa Strippe.

Auch bei persönlichen Treffen unter Einschränkungen war die Atmosphäre sehr anders und ungewohnt, da Abstand gehalten und Masken getragen werden mussten. Zu dieser Herausforderung äußerte sich ein*e Vertreter*in des GAP of Color: „einige Leute kommen immer noch zu regelmäßigen Abenden, obwohl wir festgestellt haben, dass weniger Leute kommen. Offensichtlich ist es nicht so angenehm oder gemütlich wie zuvor. Im Moment wird es richtig kalt und alle 20 Minuten müssen Fenster geöffnet werden“. Ähnliche Beobachtungen gab es aus dem Queeren Jugendforum Herne: „Es gibt so ein bisschen Probleme damit, dass zurzeit so Herzlichkeit nicht so möglich ist, zum Beispiel sich gegenseitig schminken und Perücke aufsetzen. Es gibt relative viele Leute die immer wieder Drag bei uns machen, wenn ihnen langweilig ist. Und da sind die normalerweise sehr fürsorglich miteinander gewesen, haben sich gegenseitig

geholfen, oder sich gegenseitig angezogen und halt sich eben umarmt zur Begrüßung oder so. Und das fällt so ein bisschen weg.“ Diese Veränderungen hätten auch konkrete Auswirkungen auf das Wohlbefinden der jungen Menschen: „Und ich habe das Gefühl, dass das eben eine Sache ist, die viele Leute auch belastet, weil sie ohnehin in Situationen sind, wo sie wenig positive körperliche Nähe haben können, weil sie zum Beispiel eben, das gilt nicht für alle, aber manche sind eben zu Hause und sind zu Hause entweder ungeoutet oder aber sind geoutet aber mit einer Familie die das eher negativ aufgefasst hat, und dann sind sie halt zu Hause immer in so einer gewissen Drucksituation, ihnen auch zum Beispiel Kommunikationsmedien genommen werden, also dass sie kein Handy mehr haben.“ Das Fehlen des Handys greift dann direkt in das Problem der Zugänglichkeit – angesichts der wechselnden Infektionsschutzbestimmungen brauchten die Jugendlichen ein Handy, um zu überprüfen, ob Veranstaltungen oder Treffen stattfinden und wie viele Teilnehmende kommen durften. Ohne einen Zugang zum Internet gestaltete sich diese Recherche als sehr schwierig.

Als weitere Teilnahmebarriere wurde das Reisen erwähnt. Beispielsweise war es für einige Teilnehmende, die früher zu Treffen gereist sind, während der Pandemie weniger sinnvoll zu reisen, wenn sich die Angebote änderten oder kürzer wurden.

Auswirkungen auf Menschen, die LSBTIAQ* Angebote nutzen

Verringerter Kontakt zu Mitmenschen durch soziale Einschränkungen, die starke Veränderung oder das komplette Wegfallen von Alltagsstrukturen, Unsicherheiten und erhöhte Angstgefühle prägten und prägen für viele Menschen die Pandemie-Zeit. Für viele LSBTIAQ* Menschen waren diese Veränderungen besonders herausfordernd. Ob aufgrund von Depressionen, sozialer Isolation oder Stress, viele äußerten ein erhöhtes Bedürfnis nach Unterstützung (siehe: Policy Briefing zur zweiten Erhebungswelle der Studie ‚Die Situation von Menschen in Deutschland während der Corona-Pandemie‘ von Charité).

Zur Zeit der Pandemie war und ist es unglaublich wichtig, dass die Menschen einen Ort haben, an den sie sich wenden können, entweder mit Fragen und Sorgen (z. B. über ihre Lebenssituation, Gesundheit, oder die Unfähigkeit, neue Leute kennenzulernen), um ihre Gefühle auszudrücken oder um einfach jemanden zu haben, mit dem sie sprechen können. Für einige Menschen waren schwierige Lebenssituationen Grund, nach Unterstützung zu suchen, und so fanden sie LSBTIAQ* Organisationen. „Ich glaube, Corona hatte Auswirkungen auf die psychische Gesundheit unserer Besucher*innen, und das war auch der Grund, warum einige von ihnen diesen Zeitpunkt für einen Besuch gewählt haben, weil ihre Wohnsituation oder ihre Familie nicht unbedingt sicher für sie sind – mit dem Lockdown verschlechtert es alles“, so eine Einschätzung aus

dem GAP of Color. Die Lebenssituation hatte einen großen Einfluss auf die psychische Gesundheit. Einerseits machten diejenigen, die allein lebten, eine schwierige Zeit damit durch, dass sie ihre Freunde, Angehörigen oder Wahlfamilie für längere Zeit nicht sehen konnten – manche Beratungsstellen beobachteten so eine Verschlechterung der psychischen Gesundheit und eine erhöhte Depression aufgrund einer erhöhten Isolation. Andererseits war die Zeit auch schwierig für Menschen, die mit ihren homo- und/oder trans*feindlichen Familien lebten oder Zeit verbringen mussten, obwohl diese für sie emotional oder sogar körperlich keine sicheren Orte sind. Das Zusammenleben mit Menschen, die ihre lsbtiaq* Kinder (oder auch Nachbar*innen oder Mitbewohner*innen) nicht akzeptieren, wirkt sich auf gravierende Art negativ auf das emotionale und psychische Wohlbefinden der betroffenen LSBTIAQ* aus.

Gleichzeitig hat die Lebenssituation auch einen großen Einfluss auf die körperliche Sicherheit; auch in Bezug auf sexualisierte Gewalt. „Wir haben gemerkt, es gibt viele Fälle von Gewalt – sehr viel Gewalt passiert, aber die Leute melden es jetzt nicht [...]. Der erste Lockdown, da hat niemand solche Fälle von Gewalt angemeldet, aber nach dem Lockdown kam die Lockerung. Und wir hatten die Chance ein paar Freizeitaktivitäten zu machen, das heißt in der Zeit zwischen März und August [...] ein paar Workshops – und wir haben gemerkt, dass



die Leute mit Gewalterfahrungen kommen. Und sie kommen nicht mit „I want to report it“ [„Ich möchte das melden“], aber sie erzählen einfach, was sie erlebt haben“, so ein Bericht der Rainbow Refugees Cologne.

Auch Menschen, die Beratungsangebote nutzten, hatten häufig mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die durch Ungewissheit und Unsicherheit über die Gegenwart und die Zukunft verursacht wurden. Obwohl Corona nicht immer das primäre Thema der Sorge war, welches bei Beratungsgesprächen angesprochen wurde, wirkte es sich doch eindeutig auf andere Lebensbereiche aus. Das zeigt sich z.B. in den Erfahrungen der Rosa Strippe: „[e]s ist nicht Corona als Erstanlass, das tatsächlich nicht. Was man allerdings natürlich sagen muss ist, das es vieles erschwert.“ Depression, Einsamkeit, Isolation und psychische Gesundheit waren zum Beispiel häufig Themen in der Beratung, da sich viele mit ihnen schwertaten. „Menschen, die eh Schwierigkeiten haben, im Sinne von, dass sie häufiger depressive Phasen haben oder dafür empfänglich sind – mit denen macht diese auferlegte Isolation nochmal viel mehr als mit anderen Menschen. [...] Ich glaube, dass Menschen, die zu Depression neigen, da schon auch eher drunter gelitten haben oder auch leiden.“

Für ältere Menschen war die Isolation ebenfalls äußerst schwierig. Erstens war es zunächst nicht möglich, zu Selbsthilfegruppen zu gehen, da einige während des ersten Lockdowns vorübergehend geschlossen waren. Aber selbst, nachdem Treffen wieder möglich wurden, hatten viele Menschen Angst, sich mit anderen zu treffen, weil sie zur Risikogruppe gehörten. „Die meisten [der Aidshilfe

Klient*innen] waren doch sehr traurig, dass ihnen so viel Struktur im Alltag – also gerade ältere Menschen, die schon länger mit HIV leben, die leben schon generell sehr isoliert, und Selbsthilfeangebote oder so Angebote bei Aidshilfe an sich fördern eben die Menschen, aus der Isolation wieder rauszukommen, ein bisschen Struktur in den Alltag zu bekommen, sich austauschen zu können, und das ist komplett alles weggebrochen und das war sehr schlimm für viele unserer Klient*innen“, so ein Bericht der Aidshilfe Bonn. In ähnlicher Position befanden sich Personen, die aufgrund ihres Gesundheitszustands einer Risikogruppe angehören oder deren Familien zur Risikogruppe gehören, und die zu Hause bleiben mussten.

Eine weitere große Herausforderung für Menschen, die Angebote nutzten, bestand darin, dass Online-Veranstaltungen und –Angebote nicht für alle einen sicheren Ort darstellen. Wenn Online-Workshops, Veranstaltungen oder Info-Seiten auf offenen Kanälen (das heißt, auf sozialen Medien wie Facebook oder Instagram) stattfanden, gab es manchmal Zuflüsse von Hassnachrichten und -kommentaren. Nicht alle Hassnachrichten und -kommentare konnten gelöscht werden – so beispielsweise nicht die Reaktionen auf Posts auf Facebook. Viele Menschen hatten Angst, diesen Hassreaktionen online ungeschützt ausgeliefert zu sein oder sich durch ihre Anwesenheit zu outen, da soziale Medien teilweise wenig Anonymität bieten.

Herausforderungen und Rückmeldungen von spezifischen Gruppen

Geflüchtete

Eine der befragten Aidshilfen erklärte, dass basierend auf den Rückmeldungen ihrer Klient*innen, LSBTIAQ* Geflüchtete mit HIV besonders durch Corona betroffen sind. Die Diskriminierung, der sie ausgesetzt sind, wird durch die Intersektionalität ihrer Identitäten verstärkt und bringt sie in eine verletzte Position.

Mehrere Gruppen berichteten, dass viele LSBTIAQ* Geflüchtete in der Zeit der Pandemie ihren Arbeitsplatz verloren haben. „Die meisten [LSBTIAQ* Geflüchteten] arbeiten in einfacher

Arbeit, wie Delivery, Post, Lagerhaus, Einkaufen, [...] sie sind jetzt möglicherweise in der Risikogruppe. Manche LSBT Geflüchtete arbeiten auch in der Gastronomie, im Freizeitaktivitäten-Bereich, dort brauchen sie nicht so viel Bildung, aber [diese Branchen] sind jetzt geschlossen und sie sind arbeitslos“, so die Einschätzung von Rainbow Refugees Cologne.

Erfahrungen von Gewalt, die LSBTIAQ* Geflüchtete erlebten, spielten sich an verschiedenen Orten ab: In Unterkünften waren LSBTIAQ* Geflüchtete

oft gemeinsam mit homofeindlichen Geflüchteten isoliert, andere Geflüchtete lebten noch bei ihrer Familie, welche sie nicht akzeptierte, oder befanden sich in einer Beziehung, in der es häusliche Gewalt gab. Zudem sind auch Fälle von Selbstverletzung bekannt unter Geflüchteten, die allein leben. Auch technische Schwierigkeiten trafen LSBTIAQ* Geflüchtete in besonderem Maße, wenn sie z.B. in einer Unterkunft ohne WLAN isoliert waren und so keinen Zugang zu Online-Veranstaltungen hatten.



Schwarze Menschen und Menschen of Color

LSBTIAQ* BPoC gehörten zu den Personen, die von einer Verschlechterung des psychischen Gesundheitszustands berichteten, weil sie mit Familien, Nachbar*innen und Mitbewohner*innen zusam-

menlebten, welche sie nicht akzeptierten. Dies führte dazu, dass viele nach einem neuen Wohnort suchten, was in vielen Fällen allerdings nicht einfach war. Die Wohnungs/WG-Suche wurde nicht nur durch Corona verkompliziert. So war es unter Umständen besonders für Menschen, deren Identitäten und Diskriminierungserfahrungen sich überschneiden (wie z.B. Erfahrungen von Homo- und/oder Trans*feindlichkeit mit Rassismus- und Fluchterfahrungen) vermehrt schwierig, einen Ort zu finden, an dem sie sich sicher und wohl fühlten. Gleichzeitig verfügte nicht jeder über Ressourcen zum Umzug oder über ausreichend Dokumente zum Nachweis der finanziellen Situation, wie sie von Vermieter*innen ggf. gefordert werden; und dieser Stress und diese Angst wirkten sich negativ auf die psychische Gesundheit der Betroffenen aus.

Jugendliche

Für Jugendliche, besonders Minderjährige, stellte der Aspekt der Datenerfassung teilweise eine Hürde dar. Um Jugendtreffs zu besuchen, mussten Jugendliche unter 18 zeitweise eine Einverständniserklärung ihrer Eltern oder Erziehungsberechtigten vorlegen. Dies war ein besonderer Rückschlag für Jugendliche, die nicht geoutet sind und daher nicht kommen konnten, obwohl gerade für



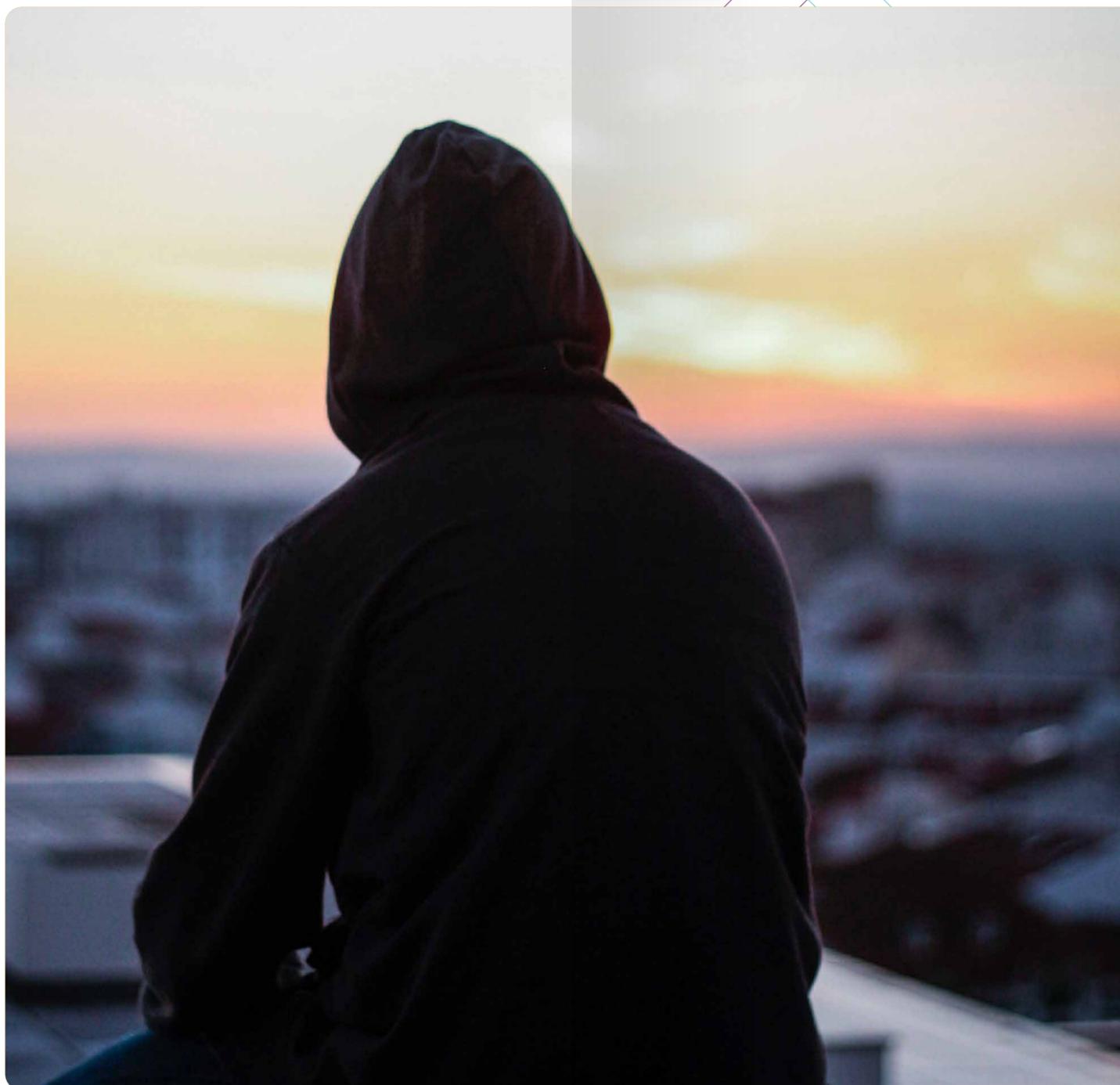
sie der Austausch mit anderen jungen Queers eine besondere Bedeutung hat. Darüber hinaus ist anzunehmen, dass Minderjährige in der Regel noch bei ihren Eltern und Familien leben, was sich, wie bereits erwähnt, negativ auf die Sicherheit und die psychische Gesundheit von LSBTIAQ* Jugendlichen auswirken kann, falls die Familie die Kinder nicht akzeptiert.

Menschen mit Suchterkrankungen

Selbsthilfegruppen sind für Menschen mit Suchterkrankungen sehr wichtig. Der erste Lockdown, in dem Gruppentreffen generell nicht möglich waren, traf sie daher besonders. „Das war für viele Menschen, die zu uns kommen, ein großes Problem, weil als Suchtkranker versucht man wieder ein normales Leben aufzubauen, Struktur zu bringen, [...] und das war alles weg. Und da haben wir viele Menschen gehabt, die beispielsweise seit 10 Jahren oder länger suchtfrei leben, die rückfällig sind. Viele sind einfach spurlos verschwunden“, so eine Erfahrung von SHALK NRW.

Nach dem ersten Lockdown war es wieder möglich, sich zu treffen, aber viele blieben zu Hause – entweder, weil ihre Gruppen sich noch nicht wieder versammelten, oder aus eigenen Sicherheitsbedenken bezüglich des Treffens mit anderen Menschen.

SHALK NRW erhielt auch Feedback von Klient*innen über die Suchtklinik: Die Warteliste wurde länger und viele Gespräche fanden nicht statt. Auch bei der ambulanten Therapie gab es Änderungen. Es gab keine Gruppentherapie mehr, die auch sehr wichtig für Menschen mit Suchterkrankungen ist, sondern nur Einzeltherapie. In der Rückmeldung der Klient*innen wurde betont, wie wichtig es ihnen ist, Struktur im Leben zu haben, und wie sehr sie Struktur und Sicherheit vermissen.



Menschen, die Aidshilfe-Angebote nutzen

In Bezug auf die Rückmeldungen von Menschen, die die Aidshilfe-Angebote nutzen, gaben viele an, traurig und einsam zu sein und wünschten sich Struktur im Alltag. Selbsthilfegruppen konnten sich nicht mehr treffen, und selbst wenn Treffen mit Einschränkungen möglich waren, hatten viele Menschen Angst zu kommen und viele blieben – oft allein – zu Hause. Auch das Alter spielte eine Rolle: ältere Menschen gehören eher zu Risikogruppen in Bezug auf Corona und haben eher weniger oder keinen Zugang zu Internet und Online-Veranstaltungen. Auch von Einsamkeit sind Menschen mit Doppeldiagnose von HIV und Corona und die Menschen, die sich zur Risikogruppe zählen, besonders betroffen.

Es bestand auch ein Problem der Anonymität aufgrund der erforderlichen Datenerfassung, welches Menschen daran hindern konnte, Angebote zu nutzen. Aus den Erfahrungen der Aidshilfe Essen: „Unsere Beratungs- und Testangebote sind normalerweise vollständig anonym. Im Rahmen der gesetzlich vorgegebenen Kontaktnachverfolgung ist das allerdings aktuell nicht zur Gänze möglich und macht daher einige Angebote zwangsläufig hochschwelliger. Die Kontaktnachverfolgung setzen wir bei uns in Form von verklebten Briefumschlägen um, in die die Menschen, welche zum Test zu uns kommen, ihr Daten stecken können. Die Umschläge würden nur im Falle einer notwendigen Kontaktnachverfolgung geöffnet werden. Ansonsten werden die Umschläge nach einer Aufbewahrungszeit von 4 Wochen vernichtet.“

Erfahrungen und Erkenntnisse

Sowohl unter den Mitgliedern der LSBTIAQ* Communities als auch in den sie vernetzenden und ihre Interessen vertretenden Organisationen haben die Einschränkungen, Planungsunsicherheiten und gesundheitlichen Herausforderungen der Corona-Pandemie für große Unsicherheit gesorgt. Zeitweise mussten im Wochenrhythmus neue Entscheidungen über den weiteren Verlauf der Arbeit und Angebote getroffen werden, was dazu führte, dass die Besucher*innen und Klient*innen nicht sicher waren, ob sie in der kommenden Woche ihre Freund*innen sehen oder zur Beratung kommen können. Für Gruppen und Vereine, die kein festes Büro haben, war es sehr schwierig, Räume zur Miete zu finden.

Am anfälligsten für die Veränderungen waren Organisationen und Gruppen, die keinen eigenen Raum oder kein eigenes Büro haben, sowie Orga-

nisationen, die keine feste Finanzierung haben. In Bezug auf die Umstellung auf das Online-Format gab es sehr unterschiedliche Erfahrungen. Für Gruppentreffen und Selbsthilfegruppen ist die allgemeine Beobachtung, dass weit weniger Menschen die Online-Angebote nutzten als persönliche Treffen vor der Corona-Pandemie. In den meisten Fällen gab es auch weniger Neuankömmlinge, obwohl einige Gruppen – insbesondere Gruppen für LSBTIAQ* Geflüchtete und BPoC – feststellten, dass sie eine größere Zahl an Menschen erreichten. „In der Coronazeit erreichten uns auch sehr viele Leute, aber heimlich – nicht durch Online-Angebote, [sondern] sie schicken uns Nachrichten, Emails, weil wir sichtbar sind“, so die Erfahrung der Rainbow Refugees Cologne, „und auch das hat gezeigt, dass die Online-Angebote wichtig sind.“ Einige Stammklient*innen und Besucher*innen der Angebote verschwanden jedoch auch oder blieben



während und nach der Umstellung fern. In Bezug auf Zugänglichkeit und Online-Veranstaltungen traten mehrere Hindernisse auf. Viele Menschen konnten Online-Angebote nicht nutzen, weil sie keine Laptops oder mobilen Endgeräte hatten, weil es technische Schwierigkeiten gab oder sie, z.B. altersbedingt, mit der notwendigen Technik nicht vertraut waren. Außerdem konnten einige Mitarbeitende aufgrund ihrer Servereinstellungen, die das Öffnen von Dateien oder E-Mails nur vom Büro aus

ermöglichen, zeitweise nicht von zu Hause aus auf Dokumente zugreifen und so nicht ordnungsgemäß von zu Hause aus arbeiten.

Bei der Teilnahme an Online-Veranstaltungen mit offenem Zugang (z.B. Workshops und Lesungen auf sozialen Medien wie Livestreams oder offenen Facebook-Seiten) spielten Sicherheitsbedenken eine Rolle. An diesen virtuellen Orten sind Menschen unter manchen Umständen sichtbarer und

daher anfälliger für Outing, Hasskommentare oder Online-Belästigung. Insgesamt waren die Online-Angebote schließlich nur teilweise erfolgreich. Einerseits gab es viele Hürden beim Zugriff auf diese Online-Veranstaltungen. Andererseits kristallisierte sich heraus, dass die Menschen einen persönlichen Austausch brauchten, da viele Organisationen berichteten, dass viele Menschen während der Lockerung zu Gruppentreffen kamen.

Im Beratungs-Bereich waren die Erfahrungen in der Arbeit und die Reaktionen der Menschen, die die Angebote nutzen, sehr unterschiedlich: In einigen Fällen gab es einen größeren Zustrom neuer Klient*innen, andere bekamen weniger Anfragen für Beratung als vorher, und manche haben in den vier Wochen des ersten Lockdowns gar keine Anrufe erhalten. Die allgemeine Erfahrung zeigte jedoch gleichzeitig, dass persönliche Spaziergänge sehr erfolgreich waren.

In Bezug auf die Teilnahme an persönlichen Gruppentreffen unter Einschränkungen wurden mehrere einzigartige Herausforderungen festgestellt. Zum einen mussten Jugendliche unter 18 Jahren die Zustimmung ihrer Eltern einholen, um teilnehmen zu können, und nicht alle hatten die Möglichkeit, dies zu tun. Eine ähnliche Hürde zur Angebotswahrnehmung stellten einige Beratungsstellen und Aids-hilfen fest, als sie bei persönlichen Beratungen nach Kontaktdaten fragen mussten und dies die Angebote weniger anonym machte. Eine Anmelde-liste, in die man sich vor der Veranstaltung eintragen musste, um einen Platz zu bekommen und die Möglichkeit, bei fehlenden Platzkapazitäten wieder weggeschickt zu werden, hatten ebenfalls Einfluss auf die Teilnahmewahrscheinlichkeit.

Aus den Rückmeldungen der Besucher*innen und Beobachtungen der Gruppenleitenden ging hervor, dass die Menschen zwischenmenschlichen Kontakt, wie gemeinsames Kochen und gemeinsame Drag-Veranstaltungen, vermissen. Insgesamt haben sich die Wahrnehmung von Nähe und Herzlichkeit auf Grund von Masken und Abstand stark (und negativ) verändert.

Abschließend lässt sich sagen, dass die Corona-Pandemie viele Verunsicherungen mit sich gebracht hat und bei vielen Menschen, die LSBTIAQ* Angebote nutzen, Angstgefühle verstärkt hat. Die erforderlichen Kontaktbeschränkungen führten viele LSBTIAQ* Menschen in eine (noch weitere) Isolation und Vereinsamung. Für viele LSBTIAQ* Menschen war es besonders schwierig, sich nicht sicher zu sein, wann sie Freund*innen oder Wahl-familie wiedersehen würden. Eine besondere Herausforderung mit gravierender, akuter, negativer Auswirkung auf die psychische Gesundheit von LSBTIAQ* Menschen war der Umstand, mit einer homo- und/oder trans*feindlichen Familie zu leben und gezwungen zu sein, Zeit mit ihr zu verbringen. Auf der anderen Seite hatten es auch Menschen schwer, die persönliche Interaktion und Struktur in ihrem Leben brauchen und sich isolieren mussten.

Langfristige Sicherung und Finanzierung von LSBTIAQ* Communitystrukturen (Gruppen, Vereine, Beratungsstellen, Treffpunkte (auch Selbsthilfegruppen), und Veranstaltungen, die Schutzräume und Unterstützung für LSBTIAQ* Menschen bieten)

Weitere Finanzierung der Projekte, die nicht alle Veranstaltungen und Angebote ans Online-Format anpassen konnten und/oder pandemiebedingt nicht alle Projektziele erfüllen konnten

Unterstützung von Mitarbeitenden von LSBTIAQ* Gruppen und Organisationen bei der Online-Umstellung während der Pandemie

Ausrüstung mit der benötigten Technik
Fortbildungsmöglichkeiten zum Thema Home-Office (mit besonderem Fokus auf rechtliche und technische Belange)

Awareness Raising bezüglich der Probleme der Zugänglichkeit zu Online-Formaten und Erarbeiten von (individuellen und generellen) Lösungen

Fortbildungen und Ausbau des Wissens zu neuen Formen des Eigenmittelfundraisings, etwa von Online-Spendenaktionen

Erfahrungen aus der Empowerment-Förderung

Corona als Herausforderung für queere Communities of Color

Häufig erleben LSBTIAQ* of Color, Geflüchtete LSBTIAQ*, Schwarze LSBTIAQ*, bzw. LSBTIAQ* mit Migrationsgeschichte in der Mehrheitsgesellschaft in Deutschland nicht nur Ausgrenzung aufgrund ihrer vermeintlichen Herkunft und machen dadurch Rassismuserfahrungen. Ihre Identitäten als LSBTIAQ*, also ihre geschlechtliche Identität oder sexuelle Orientierung, werden in der heteronormativen Gesellschaft oft kaum gesehen und akzeptiert, was zu weiteren Diskriminierungserfahrungen führt.

Ihre Erfahrungen weichen meist stark von denen von cisgeschlechtlichen Personen mit oder ohne Rassismuserfahrungen ab. Ihnen fehlen häufig Räume, in denen ihre Lebenswirklichkeiten gesehen und anerkannt werden. Mit ihren sich überschneidenden Diskriminierungserfahrungen finden sie oft weder in weiß-geprägten Organisationen für LSBTIAQ*, noch in überwiegend heteronormativen Migrantischen Selbstorganisationen (MSO) die benötigte Unterstützung. Demnach gibt es einen realen und hohen Bedarf an Orten, in dem eine Selbstermächtigung oder Selbststärkung stattfinden kann.

LSBTIAQ* of Color/mit Migrationsgeschichte und Fluchterfahrung verfügen über Wissen, Kompetenzen, Erfahrungen und Ressourcen, die einzigartig sind. Durch Empowerment in eigens dafür bereitgestellten Räumen entsteht die Möglichkeit, diese Ressourcen zu entdecken und zu entwickeln. Dadurch können Potentiale nachhaltig gefördert, die persönliche Entwicklung ermöglicht und sowohl LSBTIAQ* Communities als auch die Gesamtgesellschaft mitgestaltet werden. Im Queeren Netzwerk NRW gibt es darum einen eigenen Projektfonds zur Förderung der Selbstorganisation und Sichtbarkeit von LSBTIAQ* of Color/mit Migrationsgeschichte und Fluchterfahrung, gefördert vom Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes NRW.

Die Corona-Pandemie und die damit einhergehenden Kontaktbeschränkungen trafen die Zielgruppen des Projektfonds umfassend und nachhaltig. Mehrere bisher engagierte Personen zogen sich aus dem Projekt zurück, weil coronabedingte Belastungen verständlicherweise höher gewichtet wurden als das Engagement im Projekt. Da größtenteils keine Vereine oder Strukturen existieren,



traf dieser Rückzug gerade jene nicht organisierten Gruppen besonders stark, die von dem individuellen Engagement Einzelner abhängig sind.

Die Auswirkungen der Pandemie zeigten sich bereits im zweiten Quartal des Jahres 2020 deutlich. LSBTIAQ* of Color/ mit Migrationsgeschichte und Fluchterfahrung, die sich in den Projekten ehrenamtlich engagierten, waren und sind auf unterschiedliche Weise negativ betroffen:

- ✓ Viele Personen aus den Projekten sind in der Pandemie von Jobverlust und die daraus folgenden Existenzunsicherheiten betroffen. In dieser Situation bleibt für Menschen kein Raum mehr für ehrenamtliches und gesellschaftliches Engagement.
- ✓ Mehrere Personen, die in den Projekten engagiert waren, gehören selbst zur Risikogruppe oder leben mit betroffenen Person in einem Haushalt.
- ✓ Im Projekt engagierte Personen, die als internationale Studierende nach Deutschland gekommen sind, verloren ihre Jobs und das damit

verbundene Einkommen. Gleichzeitig fallen sie aus allen finanziellen Unterstützungssystemen heraus, sprich keinen Bafög-Anspruch oder kein ALG II Anspruch usw.

- ✓ Unsicherheit/Gefahr des Outings in Quarantäne: da nicht alle in den Projekten engagierte Personen offen queer/„geoutet“ leben (können) und/oder in geschützten Wohnverhältnissen leben, bestand in dieser Zeit für einige Menschen das Risiko des Fremdotsings. Dies bezog sich vor allem auf Online-Vernetzungsangebote.

Folglich hatten viele Projekt-Engagierte nicht die Ressourcen und Möglichkeiten im Jahr 2020 einen Antrag im Projektfonds zu stellen, um die begonnene Arbeit weiterzuführen oder neue Vorhaben zu starten.



Regenbogenfamilien in der Corona-Krise

Interview mit Birgit Brockerhoff, Fachstelle Regenbogenfamilien NRW

Wie hat sich das Leben von Regenbogenfamilien in der Coronazeit verändert?

Corona hat das Leben aller Familien einschneidend verändert: Schulen, Kitas und Sportvereine geschlossen, Freund*innen nicht mehr treffen, keine Kindergeburtstage, kein Vereinssport, keine Freizeitaktivitäten. Das Homeschooling bei gleichzeitigem Homeoffice kostete viele Nerven und forderte Eltern wie Kinder in nie dagewesener Weise heraus. Viele Familien haben sich von der Politik im Stich gelassen gefühlt.

Diese Herausforderungen betrafen nicht alle Eltern gleichermaßen. Es macht einen Unterschied, ob ich mit sechs Personen in einer Drei-Zimmer-Wohnung ohne Balkon lebe oder mit drei Personen in einem Haus mit Garten. Es machte ebenfalls einen Unterschied, ob meine Kinder schon größer und selbständiger sind oder noch klein. Auch, ob meine Kinder gesund sind oder beeinträchtigt, prägt entscheidend den Familienalltag.

Auch Regenbogenfamilien waren in der Coronazeit besonders herausgefordert. Nicht selten bestehen Regenbogenfamilien aus mehr als zwei Elternteilen. In Mehreltern-Familien, genauso wie in getrenntlebenden Regenbogenfamilien haben die Kinder mehr als einen Ort, an dem sie leben. Die

Kinder wechseln regelmäßig zwischen den Elternteilen. Die Coronaschutzverordnung und damit einhergehende Kontaktbeschränkungen erforderten eine komplexe Alltagsorganisation und eine besonders gut miteinander abgestimmte Kommunikation zwischen den Elternteilen. Ausnahmen vom Kontaktverbot galten nach § 12 Abs.1 Nr.2 CoronaSchVO NRW nur für „in häuslicher Gemeinschaft lebende Personen“, umfassten also nur Personen, die zusammen in einer Wohnung oder einem Haus wohnen. Familien im Wechselmodell oder Mehrelternfamilien mit beispielsweise zwei Müttern und einem Vater wurden hierbei nicht berücksichtigt.

Du bist selbst Mutter in einer getrenntlebenden Regenbogenfamilie. Was war für dich besonders herausfordernd?

Meine Kinder wechseln wöchentlich zwischen mir und ihrer anderen Mutter. Zu normalen Zeiten sind die Wechseltage der Kinder eingespielt und klappen ohne Probleme. In der Coronazeit sah dies anders aus. Mit den Kindern wechselte ein Berg von Informationen auf einem USB-Stick und in diversen Mappen zwischen den beiden Wohnungen. Dies alles lief außerhalb jeglicher Routinen und erforderte gute Organisation und gute Nerven, zumal ja auch die Schulen lange gebraucht haben, bis sie sich einigermaßen auf die neue Situation eingestellt hatten.

Trans* Communties in der Corona-Pandemie

Gab es weitere spezifische Herausforderungen für bestehende oder werdende Regenbogenfamilien durch die Coronaschutzmaßnahmen?

Gruppenangebote für Regenbogenfamilien konnten über ein Jahr lang nicht stattfinden. Damit fielen der wichtige Austausch und Kontakte für Eltern wie für Kinder weg. Regenbogenfamilien waren auf sich selbst zurückgeworfen. Queere Menschen in der Kinderwunschphase, in der Phase des Schwangerwerdens oder der Adoptions- und Pflegekinderkontaktphase, hatten es sehr schwer. Kontakte zu Pflege- und Beratungsstellen, Treffen mit Samenspendenden oder Reisen zwecks Adoptionen oder Leimutterschaft ins Ausland konnten gar nicht oder nur unter erschwerten Bedingungen stattfinden.

In Regenbogenfamilien, in denen es schon vorher Konflikte gab, beispielsweise über die Zeitaufteilung zwischen den einzelnen Elternteilen, wurden diese Konflikte verschärft. Für viele Regenbogen-

familien ist es schon in normalen Zeiten schwer, sich an eine Familienberatungsstelle zu wenden. Sie befürchten auf Vorurteile und Nicht-Verständnis zu treffen. Während des Lockdowns war es für Regenbogenfamilien umso schwerer Beratung und Unterstützung zu erhalten.

Siehst du auch positive Effekte oder Ressourcen, die Regenbogenfamilie durch die Coronazeit geholfen haben?

In Regenbogenfamilien, vor allem in Mehr-Eltern-Familien, teilen sich Verantwortlichkeiten und Zeiten gleichberechtigter und auf mehr Köpfe auf als in heteronormativen Familien. Dadurch haben Kinder in Krisenzeiten mehr Ansprechpartner*innen. Wenn einzelne Elternteile stark belastet sind, z.B. durch ihre Arbeit im Gesundheitsbereich, können andere Elternteile dies abfangen, in dem sie mehr Betreuungszeiten übernehmen.



Interview mit Kristian Dany, Netzwerk geschlechtliche Vielfalt Trans* NRW

Wie hat sich die Coronapandemie auf die Angebote und Aktivitäten der trans* Selbstorganisation ausgewirkt?

Die Selbsthilfegruppen waren schon vor der Pandemie größtenteils an ihren Grenzen und/oder stützten sich auf ein paar wenige Personen. Durch die Pandemie sind auch bei trans* Menschen einige Ressourcen weggebrochen und vielen fehlten die Kraft und die Möglichkeiten, ihre Angebote weiter aufrechtzuerhalten. Viele Selbsthilfegruppen fanden daher zunächst gar nicht statt. Nach ein paar Monaten stiegen manche Gruppen auf Online-treffen oder Telefonkonferenzen um. Einige Gruppen haben allerdings keine Alternative zu ihren Präsenztreffen finden können und mussten ihre Angebote bis heute ersatzlos ausfallen lassen.

Die Pandemiesituation hat uns erneut gezeigt, dass unsere ehrenamtlichen Angebote auf sehr wackeligen Beinen stehen. Das ist auch einer der Gründe, warum wir bezahlte Stellen fordern – das Ehrenamt reicht nicht aus, um den Bedarf nachhaltig aufzufangen.

Betreffen diese Auswirkungen auch die (gesellschafts-)politische Arbeit?

Operationen für trans* Personen wurden zu Beginn der Pandemie auf unbekannte Zeit verschoben und auch Epilationsbehandlungen wurden ausgesetzt. Die meisten Menschen, die auf Operationen warteten, hatten für die Verschiebung viel Verständnis, aber das minderte natürlich nicht ihr Leid. Ich habe sogar den Eindruck, dass sich viele

trans* Menschen so vorsichtig und rücksichtsvoll verhielten, dass es eher selbstschädigend wurde. Hinzu kommt, dass auf uns trans* Personen kaum jemand Rücksicht zu nehmen schien. Ganz besonders fiel dies zu den Feiertagen auf, wo in den Kontaktbeschränkungen Ausnahmen für leibliche Familien gemacht wurden, aber man sich offiziell nicht mit seiner Wahlfamilie treffen durfte. Ich glaube, die Pandemie-Situation hat uns als Community sehr zugesetzt. Nur noch wenige hatten die Kraft, sich zum Transgender Day of Remembrance oder Transgender Day of Visibility zu engagieren. Obwohl wir nur diese zwei „großen“ Tage im Jahr haben, konnten wir sie nicht nutzen, da es uns an psychischen, menschlichen, räumlichen und/oder finanziellen Ressourcen fehlte



bzw. heute noch fehlt. Ebenso wurde im November 2020 eine stark diskriminierende Richtlinie für den Zugang zu geschlechtsangleichenden medizinischen Maßnahmen veröffentlicht und es gab kaum politisch wirksamen Protest aus der Community. Ich denke, ohne Corona hätte es deutlich mehr öffentliche Aktionen und Widerstand gegeben. Aufgrund von Corona blieb dieser fast ausschließlich im virtuellen Raum und somit für außenstehende Menschen weitestgehend unsichtbar.

Wie, würdest du aus eurer Arbeit sagen, haben trans* Menschen in NRW die Corona-Zeit erlebt? Hier gerne ausführlich im Zeitverlauf, und mit der von dir dargestellten Ambiguität positiver und negativer Auswirkungen.

Ich habe den Eindruck, die ersten paar Monate waren für viele trans* Menschen tatsächlich eine (soziale) Erleichterung. Insbesondere für trans* Personen, dessen Aussehen nicht eindeutig erscheint, finden viele belastende Erlebnisse im öffentlichen Leben statt. Dieses öffentliche Leben wurde durch die Schutzmaßnahmen weitestgehend runtergefahren und es galt sogar als

vorbildlich, sich sozialen Situationen zu entziehen. Ich denke, zu dieser Zeit ist zunächst viel sozialer Druck abgefallen und das hat einige Situationen vorübergehend entschärft. Ich habe allerdings auch den Eindruck, dass diese Erleichterung nicht lange anhielt und sich die bestehenden Belastungen schnell und verstärkt wieder aufdrängten... Hier trat insbesondere das Thema der sozialen Isoliertheit immer wieder hervor. Durch den Wegfall von Peer-Kontakten und anderen Ressourcen, spitzte sich die Situation für viele trans* Personen schnell zu. Diese Einschätzung spiegelt auch das Geschehen bei den hauptamtlichen Beratungsstellen wieder. Bundesweit gab es zu Beginn der Corona-Maßnahmen kaum Anfragen. Die Personen die dann als erstes zu den Beratungsstellen kamen, waren allerdings besonders harte Fälle. Zum Beispiel schulpflichtige trans* Personen, die mit nicht-akzeptierenden Familien leben mussten und geradezu gefangen waren im eigenen Zuhause.



Queere Jugendarbeit mit Mindestabstand

Erfahrungen und Handlungsbedarfe nach 1,5 Jahren Pandemie

Die Covid-19 Pandemie bedeutet für die queere Jugendarbeit seit 1,5 Jahren ständige Veränderung und Neuausrichtung. Die noch junge Angebotsstruktur offener Treffs und Gruppen für lsbtqi*+ Jugendlichen und junge Erwachsene in NRW wird vor alte, aber auch neue Herausforderungen gestellt. Entsprechend der verschiedenen Lockdown-Phasen gab es Zeiten der Aussetzung von Präsenztreffen, Phasen der eingeschränkten Öffnung unter Auflagen bis hin zur aktuellen (August 2021) Öffnung mit 3-G Regeln, welche sich der Situation vor Covid wieder annähert. Die Fachstelle Queere Jugend NRW hat viele queere Jugendtreffs in dieser Zeit intensiv begleitet, vernetzt und unterstützt.

Wenn ihr auf die letzten 1,5 Jahre zurückblickt: Was waren die größten Herausforderungen für die queeren Jugendtreffs in NRW?

Die Lockdown-Phase war für alle Treffs eine ganz neue Situation, auf die schnell reagiert werden musste. Die Kolleg*innen haben sich gefragt: Was ist jetzt mit unseren Jugendlichen? Wie erreichen wir sie? Wie können wir im Kontakt bleiben ohne Präsenz-Öffnungszeiten? Welche digitalen Alternativangebote können wir schaffen? Aber auch: Wie geht es jetzt mit der Förderung von meinem Treff weiter? Und als die Auflagen für die Wiedereröffnung der offenen Jugendarbeit kommuniziert wurden, kam hinzu, dass teilweise spezifische Vulnerabilitäten der Zielgruppe junger Queers bei den politischen Maßnahmen nicht mitgedacht wurden.

Welche spezifischen Vulnerabilitäten queerer Jugendlicher haben sich denn in der Pandemie gezeigt?

Die Pandemie war und ist für alle hart. Für quee-



re Jugendliche haben Safer Spaces und Empowerträume aber eine besondere Bedeutung: für Freizeit und Spaß ohne Sorge vor Queerfeindlichkeit und darüber hinaus auch häufig für Unterstützung, Beratung und Stabilisierung im Alltag. Dass diese Räume erstmal weggefallen sind, hat viele Besucher*innen der Treffs stark belastet. #Stayat-home bedeutete darüber hinaus insbesondere für ungeoutete Queers und Jugendliche, die in ihrem Wohnumfeld Diskriminierung fürchten oder erleben, eine besondere Belastung: ob in der Familie, in Wohngruppen oder Unterkünften für Menschen nach Flucht. Bei der Schaffung von Online-Angeboten durch die Jugendtreffs, stellten sich hier auch die Fragen: Wer hat überhaupt einen sicheren Ort und/oder die technische und finanzielle Ausstattung zur Verfügung, an digitalen Angeboten teilzunehmen?

Wenn wir sagen, dass die Politik die Spezifika queerer Jugendarbeit nicht mitgedacht hat, machen wir das an Auflagen fest wie:

- ✦ zunächst gar keinen Präsenzkontakt mit Jugendlichen, zum Teil nicht mal für Einzelberatungen, die während der Pandemie verstärkt angefragt wurden
- ✦ die Pflicht zur Hinterlassung von Kontaktdaten mit der Auflage, dass diese vollständig den Daten den Personalausweisen entsprechen müssten: für einige junge Queers war dies mit Sorgen vor Fremddoutings verbunden sowie mit Belastungen durch Aufschreiben von Deadnames
- ✦ zeitweise nur Öffnung für Jugendliche unter 18 Jahren: Der Bedarf von jungen erwachsenen Queers ist genauso hoch.

Wie sind die Treffs mit diesen Herausforderungen umgegangen?

Wahnsinnig engagiert! An dieser Stelle ein riesiges Kompliment und Dankeschön an alle Pädagog*innen und Ehrenamtliche aus der queeren Jugendarbeit. In kürzester Zeit wurden mit viel Kreativität verschiedenste Angebote geschaffen, um weiterhin möglichst viele queere Jugendliche zu erreichen: von stärkenden Insta-Videos, Online-Treffs über Zoom und Co, Chat-Beratung, "Walk & Talks", das heißt Verabredungen zum Spazierengehen und Quatschen, Briefaktionen. Teilweise wurden Gespräche mit Jugendämtern und Gesundheitsämtern vor Ort gesucht, um für die Situation queerer Jugendlicher und deren Berücksichtigung in Auflagen zu sensibilisieren. Herauszuheben ist außerdem auch die engagierte Fachvernetzung vieler Treffs in NRW untereinander und das Teilen von Best-Practice-Beispielen.

Was wurde aus der Pandemie gelernt, was kann die Struktur mitnehmen?

Eine Chance sehen wir auf jeden Fall darin, dass die Potentiale digitaler Angebote in der queeren Jugendarbeit ausprobiert wurden. Online-Angebote können Präsenzangebote nicht ersetzen, aber sie durchaus gut ergänzen, z.B. um auch Jugendlichen mit langen Anfahrtswegen oder mit Barrieren Teilnahme an Angeboten zu ermöglichen. Die meisten Treffs haben sich auch super bei Social Media aufstellen können im Laufe der letzten 1,5 Jahre. Mit Blick auf die Gesamtstruktur queerer Jugendarbeit in NRW hat die Pandemie aus Sicht unseres Fachstellen-Teams drei eigentlich "alte" Herausforderungen besonders hervorgehoben:

1

Es braucht mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung für die komplexe und anspruchsvolle Tätigkeit in queerer Jugendarbeit sowie für die Tatsache, dass die Kolleg*innen hier selbst dauerhaft mit ihren Identitäten und Vulnerabilitäten arbeiten. Selbstfürsorge, Supervision und Teams von mindestens zwei Pädagog*innen vor Ort müssen zum Standard werden.

2

Es braucht mehr Ressourcen für Fachvernetzung und Fachaustausch queerer Jugendarbeiter*innen, wie auch für gemeinsame politische Lobbyarbeit bezogen auf die Bedarfe queerer Jugendlicher.

3

Psychosoziale Beratung und offene queere Jugendarbeit sind in der Praxis nicht vollständig trennbar. Die gelungenste Antwort auf die aufgezeigten Bedarfe der Zielgruppe scheint uns eine Praxis zu sein, bei der offenen Arbeit und niedrigschwellige, jugendgerechte Beratung vor Ort Hand in Hand gehen.

Impressum

Herausgeber*in

QUEERES NETZWERK NRW e.V.
Lindenstraße 20
50674 Köln
T 0221 257 28 47
F 0221 257 28 48
info@queeres-netzwerk.nrw
www.queeres-netzwerk.nrw

V.i.S.d.P.

Benjamin Kinkel
Rebecca Knecht

Geschäftsführung

Autor*in: Ari Stotel

Dezember, 1. Auflage

Mit Beiträgen und Interviews von

Fachstelle Regenbogenfamilien NRW
(Birgit Brockerhoff), Fachstelle #MehrAlsQueer
(Djalila Boukhari, Volkan Turan), Fachstelle Queere
Jugend NRW (Madeline Doneit), Netzwerk
Geschlechtliche Vielfalt Trans* NRW (Kristian Dany)

Bildnachweis

S.1: Alessandro Biascioli/Adobe Stock, S.2: max-
belchenko/Shutterstock, S.6: cottonbro/Pexels,
S.7: Ivan Samkov/Pexels, S.9: Alberto/Adobe
Stock, S.11: oneinchpunch/Shutterstock, S.12:
master1305/Adobe Stock, S.13: agcreativelab/
Adobe Stock, S.14: mikoto.raw/Pexels, S.15: Ka-
rolina Grabowska/Pexels, S.17: Rawpixel/Shutter-
stock, S.18: uriel-mont/Pexels, S.19: Antonioguill-
lem/Adobe Stock, S.20: Tomé Louro/Pexels, S.23:
cottonbro/Pexels, S.25: Vlada Karpovich/Pexels,
S.27: BAZA Production/Shutterstock, S.28: mad-
house/Adobe Stock, S.30: FamVeld/Shutterstock,
S.32: Anna Shvets/Pexels, S.33: Charlotte May/
Pexels, S.35: MandriaPix/Shutterstock,
S.37: OVAN/Pexels

**ANDERS &
GLEICH**
LSBTIQ* IN NRW

 **QUEERES
NETZWERK
NRW**

Gefördert vom:

Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen



